

X.

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück

aus

einer wahren Geschichte.

Mloysius von G** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in **schen Diensten, und die Reime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bey seinem Landesherren, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G** war rasch unternehmend, der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Wis und eine Fülle von Wissenschaft wußte G** sei-

nen Umgang zu befeelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Sozialität aufzuheitern, und über alles, was sich ihm darboth, Keiß und Leben auszugießen, und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereyen selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlagen konnte seine Beharrlichkeit bestiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes befeelt, im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in kurzem ein Verhältniß zwischen beyden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Hefigkeit besaß. G** stog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erstaunlicher Schnel-

ligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbether, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichen sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schooße müßiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er in sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Dinge des Vergnügens slog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern, und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einiger Maßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Ämter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe empor gestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte

Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den ersten des Landes, von allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche von Greisen selbst ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm als dem Schöpfer ihres Wohlstandes huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes, gebietherisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben so viele unveröhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte

mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange bereiteten, war ein Pimontesischer Graf, Joseph Martinengo, von der Suite des Fürsten, den G** selbst als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bey den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werkzeug seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiel, in das Nichts wieder zurück werfen könnte, woraus er es gezogen, so hielt er sich desselben durch Furcht sowohl als durch Dankbarkeit versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenerem Feinde zu thun, als der Französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben, und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sey, war Martinengo vielmehr aufs sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwür-

figkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen, und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele dem Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfsen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheim gehaltener Blößen: so weckte er Leidenschaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwissers dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bey ihm nieder zu legen, wovon jeder

Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Lesern einging; aber G** war seines eigenen Werthes zu gewiß, um sich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Huth, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsin-

nig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Manu, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiß fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf ein Mahl zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleyer der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbühler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G**s Favoritschaft da-

hin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurück bringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödtlicher Streich seyn müsse. Was G** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehemals als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade.

G** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allem Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G** auch nicht einmahl von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammen zog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbethung und des Meides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunter sinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt, und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahen sich

ihm hier nicht anders als mit ehrerbiethiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Bezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Iektorn zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einen Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der, eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer ehrerbiethig vor ihm auftrat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr die geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakay, mit trotzigem, festem Schritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Nahmen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwey, und läßt die Splitter zu G**s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beyde Adjutanten über ihn her, der Eine be-

schäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der andere, beyde Achselbänder nebst den Aufschlägen der Uniform abzulösen, und Cordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfenden Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend andre an seinem Plaze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen. —

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht diez

fes Vorgans hat sich unterdessen durch die ganze
 Residenz verbreitet; alle Fenster öffnen sich, alle
 Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schrey-
 end dem Zuge folgten; und unter abwechselnden
 Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und
 einer noch weit kränkern Bedauerniß seinen Nah-
 men wiederholten. Endlich sieht er sich im Frey-
 en; aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn.
 Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen nach
 einem wenig befahrnen, menschenleeren Weg —
 dem Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches
 man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Für-
 sten, langsam heranfährt. Hier, nachden man ihm
 alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben,
 lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von
 Menschen besucht wird. In der sengenden Son-
 nenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch
 bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wa-
 gen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem
 Ort seiner Bestimmung, der Festung, — stille
 hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mitt-
 lern Zustande zwischen Leben und Tod, (ein zwölf-
 stündiges Fasten und der brennende Durst hatten
 endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man
 ihn aus dem Wagen — und in einer scheußlichen
 Grube unter der Erde wachte er wieder auf. Das
 erste, was sich, als er die Augen zum neuen Le-

bei wieder aufschlägt, ihm darbiethet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunter fallen. An seiner Seite findet er ein dürftiges Brod, nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut, und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, herunter gelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen, fürchterlichen Glückswechsel zum ersten Mahl, entrisfen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen, wie er hierher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, alle Hülfe unerreichbar, und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Ort der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den

kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mit-
 tagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit
 hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung,
 die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns
 machte, vollendet das Maß seines Elends. Er
 kennt diesen Ort. — Er selbst war es, der ihn,
 von einer niedrigen Nachgier getrieben, wenige
 Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten
 Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück
 gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden.
 Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die
 Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Ker-
 ker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht
 gar langer Zeit in eigener Person eine Reise hier-
 her gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen,
 und die Vollendung dessen zu beschleunigen. Um
 seine Marter aufs äußerste zu treiben, muß es sich
 fügen, daß derselbe Offizier, für den dieser Ker-
 ker zugerichtet worden, ein alter, würdiger Ober-
 ster, dem eben verstorbenen Commandanten der
 Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlach-
 toper seiner Rache der Herr seines Schicksals wird.
 So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich
 selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart
 es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu
 zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elendes
 gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung,

und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem Er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruction ihm gegen den Gefangenen auflegte, aber als ein alter Soldat gewohnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle, unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Nahmen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes gelten machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigener Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bey dem Fürsten zu betreiben. Er that

einen Fußfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könnte, hilflos verschmachte, und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerblichkeit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleihet, forderte er freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Weichkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche G** nach einem Zeitraum von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, verdankte er seinem Elende, sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzt hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Nordgrube hineintrat. Seine

Augen suchten einen Menschen, — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses, todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten. Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allen hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden. Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermahls mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweyten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmahl in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sacraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vor-

zunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich nach einer zehnjährigen Gefangenschaft erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Losprechung. Er empfing seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich bloß aus mündlichen Überlieferungen über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg zu schreiten. Während desselben fing G** in fremden Kriegsdiensten von neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich herunter gestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, nahm endlich auch diesen Rechtsbandel über sich. Die Jahre der Lei-

denschaften waren bey dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G**s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beyder Herzen hatten Schaam und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Übereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G** konnte den Urheber eines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getrübet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut. —

Nicht lange, so erblickte man G** wieder im vollkommenen Besiß aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Erfaß zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnung wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bey ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.
